

Wir hören das Motiv im zweiten Bilde gerne wieder, so oft sie sich der Scene nähert, denn es hat alle Eigenschaften eines leicht faßlichen Leitmotivs, das sich in allen Variationen verwenden ließe, wenn auch der Componist auf dieses Auskunftsmittel verzichtet hat. Charakteristisch ist auch das Herannahen der Verschwörer im zweiten Act und die Pieder Noquefnettes, des lustigen Bösewichts, der durch seine Spottverse auf den Regenten die „Ritter von der Straße“ auf seiner Seite hat. Wäre die ganze Oper so, wie die ersten Bilde der beiden ersten Acte, das Werk hätte mehr von sich reden gemacht. Aber mir kommt vor, die übrigen Theile der Oper stünden diesen beiden musikalisch bedeutend nach. Wenn nun das Werk auch eine Abwechslung des Repertoires bedeutet, eine wirkliche Bereicherung dürfte es nur bei sehr guter Aufführung und auch dann nur für eine Zeit bilden. Es fehlt an vollergreifenden, packenden Stellen, und selbst der Orchesterpart hat bei dem Mangel einer Ouverture und jedes größeren Vor- oder Zwischenspiels kein entscheidendes, die mittlere Stimmung hebendes Wort zu sprechen. Da hilft alle Discretion und alle Gewandtheit in glatten Formen nichts, da müßten noch ganz andere Funken sprühen, wenn es zünden sollte.

Mit der Aufführung kann der Componist, wie ich glaube, zufrieden sein. Von Herrn Van Dyck wissen wir bereits, daß er für die Rollen seines Repertoires immer eine ausgeprägte künstlerische Persönlichkeit mitbringt, die imstande ist, den Eindruck eines Werkes nicht nur zu heben, sondern es auch ganz zu tragen. Mit diesen glänzenden Eigenschaften ist er längst der musikalische Königsmacher unserer Oper geworden. Bei dem Feuer seiner Darstellung und der Hingebung, mit der er die schöneren Stellen seines Partes sang, hat er sich auch diesmal in seiner Stellung bewährt und es wird seine Schuld nicht sein, wenn seine Bemühungen nicht von demselben Erfolge gekrönt sein sollten. Frau Forster brachte alle natürlichen Bedingungen mit, die für die Darstellerin der Bathilde nöthig sind, um diese Rolle glaubwürdig zu machen. Da die Rolle überdies weniger die Entfaltung großer Stimmittel verlangt als einen feinen Vortrag und zierliche Gesangskunst, so schien Frau Forster völlig in ihrem Element. Nur bei der Königin der Nacht habe ich mir eine anspruchlosere Action und weniger Pose vorgestellt. Herr Hesch als Noquefnet hat vielleicht besser gethan, die Eigenschaften des alten Haudegens bloß durch das Spiel nicht auch durch den Ton der Stimme anzudeuten.

Der musikalisch matten Rolle des Buvat vermochte selbst Herr Ritter nur wenig Glanz zu verleihen; Herr Stoll als Abbé genügt. In kleineren Partien bewährten sich die Damen Elizza, Walker und die Herren Horwitz und Meidl. Herr Director Zahn dirigierte die gelungene Aufführung. Trotzdem schien es, als wollte sich das Publicum nicht recht begeistern. Nur Herr Van Dyck entfesselte im 2. Bild eine spontane Beifallsbezeugung, im übrigen kam man über den bei Premieren üblichen Höflichkeitsapplaus nicht hinaus.

Richard Wallaschek.

Der Sohn des Kalifen.

(Dramatisches Märchen in vier Aufzügen von Ludwig Fulda. Zum ersten Mal aufgeführt im Burgtheater am 21. November 1896.)

Es thut mir leid, aber ich muß Herrn Fulda abbitten: ich bin ungerecht gegen ihn gewesen. Man gibt das nicht gern zu; man zaudert, so lange es noch geht, und will sich wehren. Doch wird es redlicher und freier sein, reuig zu bekennen, als daß man im Falschen verharren und sich gar vielleicht immer tiefer verrennen sollte. Wer will sich denn unfehlbar dünken? Mit einer gewissen Leidenschaft, ja Behemenz habe ich immer von Herrn Fulda gesprochen, und ich will es nur sagen: ich habe ihn gehaßt. Nun, ich brauche mich nicht zu schämen: es ist ein gesunder und guter Haß gewesen, wie er dem Jüngling wohl ansteht. Aber ich sehe jetzt ein, es war wirklich nicht nöthig. Herr Fulda ist nicht der Mann, den man zu hassen hat. Ich bin recht thöricht gewesen, und wenn ich die ganze Wahrheit gestehen soll: Herr Fulda ist von uns beiden entschieden der Geschicktere gewesen.

In der That habe ich nämlich längere Zeit gemeint, die nun bald ein Decennium Deutschland beunruhigende, manchmal ungestüme, jetzt schon viel friedlichere Bewegung, die man die Berliner Bewegung genannt hat, könnte die Absicht haben, der Kunst zu dienen. Ihren Värm deutete ich als Entrüstung gegen das unkünstlerische Treiben der Nation und wen ich einstimmten hörte, mußte ich also frohlockend als einen Enthusiasten der Schönheit begrüßen. Da konnte ich denn in ihrer Mitte nur mit Unwillen, ja Erbitterung einen Mann gewahren, dem eine gewiss nicht unkluge, höchst rentable, mir jedoch im Innersten verächtliche Indifferenz gegen die Kunst von Anfang an sozusagen schon auf die Stirne geschrieben war. Wie, rief ich wild, kommt dieser unverhohlene Fabrikant zu den Propheten? Und so lange ich noch an das Amt der Propheten glaubte, wurde ich seinem heiteren und so glücklichen Geschäftssinn nicht gerecht. Jetzt, da ich jener Hoffnungen lächeln muß und dem Wahne, als hätte die Deutschen um das Jahr neunzig plötzlich nach der Kunst verlangt, nicht ohne einige Beschwerden entsagt habe, darf ich auch des Eifers lächeln, mit dem ich damals Herrn Fulda und seine Leute am liebsten vom Erdboden vertilgt hätte.

Ich muß ihm recht komisch gewesen sein, er wird herzlich über uns gelacht haben und er hatte Recht. Er hat seine Deutschen gleich viel besser verstanden.

Nein, diesen Deutschen ist es auch um das Jahr neunzig nicht im Traume eingefallen, plötzlich nach der Kunst zu verlangen; sie werden es wohl nie oder wir werden es doch nicht mehr erleben. Nur ein paar rathlose Künstler, jugendlich schwärmerisch und im ersten Drange von der Welt mehr fordernd, ihr mehr zumuthend, als zu gewähren in ihrer Art ist, konnten das meinen. Das Ganze ist ein heiteres Mißverständnis gewesen. Wir bemerkten, daß die Deutschen mit Herrn Kubliner nicht mehr zufrieden waren. Nun dachten wir gleich, sie könnten am Ende gar einen Künstler wollen. Es war aber nicht wahr: sie wollten nur einen etwas neueren Herrn Kubliner. Sie waren noch immer dieselben Philister, nur nicht mehr von 1870, sondern von 1890, so sollte es denn jetzt auch ein Herr Kubliner von 1890 sein. Das wollten sie. Das Schöne, das wir mit zorniger Seele suchten, lockte sie gar nicht an, aber gern ließen sie uns mit unserer Sehnsucht nach der Schönheit das alte Hübsche erschlagen, das ihnen schon ein bißchen langweilig wurde, und nun warteten sie, wer ihnen das neue Hübsche bringen würde. Und siehe, der war schon da.

Es ist ein heiteres Mißverständnis gewesen. Diese guten Leute waren ihrer alten Amüseure müde und sahen sich nach anderen um, die doch etwas mehr nach der Mode wären. Da bildeten sich einige Jünglinge ein, es sei mit den Amüseuren aus, eine Zeit der Künstler sei gekommen. Die guten Leute dachten aber gar nicht daran: sie wollten nur die Amüseure wechseln. Jene Jünglinge sind seitdem älter geworden, haben sich im Weltwesen ungethan und sehen nun selber ein, daß es ja gar nicht anders sein konnte. Warum sollten diese deutschen Bürger plötzlich ein Verhältnis zur Kunst haben wollen? Sie hatten es nie. Sie haben die größten Künstler gehabt, aber nie ist die Kunst im deutschen Bürgerthum lebendig gewesen. Warum sollten nun auf einmal die wohlhabenden Berliner Griechen geworden sein? Nein, sie haben sich nicht so schrecklich verändert, sie sind die Alten geblieben, sie werden immer nur denjenigen schätzen, der ihnen behaglich Spässe vormacht. Heute wissen wir das alle, aber der es in jenem Strudel von Hoffnungen zuerst begriffen hat, ist doch damals, das kann man ihm nicht nehmen, ist doch Herr Fulda gewesen.

Gegen sein Gewerbe läßt sich eigentlich gar nichts sagen. Einem menschlichen Bedürfnis dienen — nun, das wird nicht immer sehr ehrenvoll sein, aber jedes Geschäft findet seinen Mann. Ist es nicht dieser, so wäre es ein anderer; solange das Bedürfnis lebt, wird es immer einen geben, der ihm dient. Man mag die Menschen tadeln, die solche Bedürfnisse haben; ihnen predige man und wer glaubt, daß es nützt, mag trachten, sie besser zu machen. Aber der Lieferant ist ganz unschuldig. Wenn sich die Menschen nicht mehr betrinken sollen, ja — dann müßte man ihnen eben das Trinken abgewöhnen; ein anderes Mittel gibt es nicht. Ein paar Schnapsbrenner zu erschlagen hat nicht viel Sinn, morgen sind schon wieder andere da.

Bin ich so jetzt durch Erfahrung belehrt und von meinem Zorn geheilt, so machen mich doch die Stücke des Herrn Fulda noch immer recht traurig. Ich bin nicht über ihn traurig; ich bin es über die Leute, die er antizipiert. Er treibt ja nur sein Gewerbe: er bedient die Leute nach ihrem Geschmack. Aber dieser Geschmack ist es! Was wird in hundert Jahren der Historiker schreiben, der den „Talisman“ und den „Sohn des Kalifen“ liest? Als Documente unserer Uncultur werden sie gewiss auf die Nachwelt kommen. Sie leben, alle seine Stücke leben von demselben Trieb: was groß ist oder groß sein will, klein und lächerlich zu machen. Das scheint das größte Vergnügen zu sein, das man dem deutschen Bürgerthum bereiten kann. Am liebsten werden dazu Fürsten hergenommen und es ist charakteristisch, was an ihnen getabelt wird: daß sie, zu großen Thaten vom Geschick bestimmt, nicht den gemeinen Weg der Menge gehen, sondern Gefahren und Verlockungen einer edleren Art bestehen müssen, das scheint man ihnen nicht verzeihen zu können. Es ist nicht mein Amt, die Fürsten zu vertheidigen; auch habe ich nicht zu prüfen, ob in der That der Geist der heutigen Deutschen dem Königthum entwachsen ist. Wer das meint, mag danach handeln. Aber was einmal groß gewesen und Manchen noch theuer ist, von kleinen Wizen angestochen zu sehen, ist eine schlechte Sorte von Vergnügen und daß ein flinker Handelsmann aus Frankfurt heute den Fürstenlehrer spielen darf, wird man, denk ich, einst an unserer Zeit nicht loben.

Schlechte Stücke werden immer am besten gespielt, das gehört zu den Geheimnissen der Schauspielerei. Einer leeren, dumm schmachtenden Figur leiht die S and r o c k den ganzen Zauber ihrer tiefen Poesie; in ihrem Munde werden diese liebreichlichen Sätze fast zu Versen. Während die Bosheit des niedrigen Autors ins große Erbarmen erhebend, stellt Herr L e w i n s k y den armen alten König hin. Herr S o n n e n t h a l hat starke Töne, der kluge Herr G i m n i g spielt eine geistreiche Charge, die von Molière ist, und in einer winzigen Rolle läßt sich Herr M o s e r, dem man nichts zutrauen will, wieder als ein merkwürdig sicherer Sprecher vernehmen. Die Schönheit des Herrn K u t s c h e r a, das Temperament des Herrn T h i m i g, die stille Würde des Fräulein B l e i b t r e u secundieren angenehm.

Hermann Bahr.